

Reisbau auf Java

Autor(en): **E.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 13

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

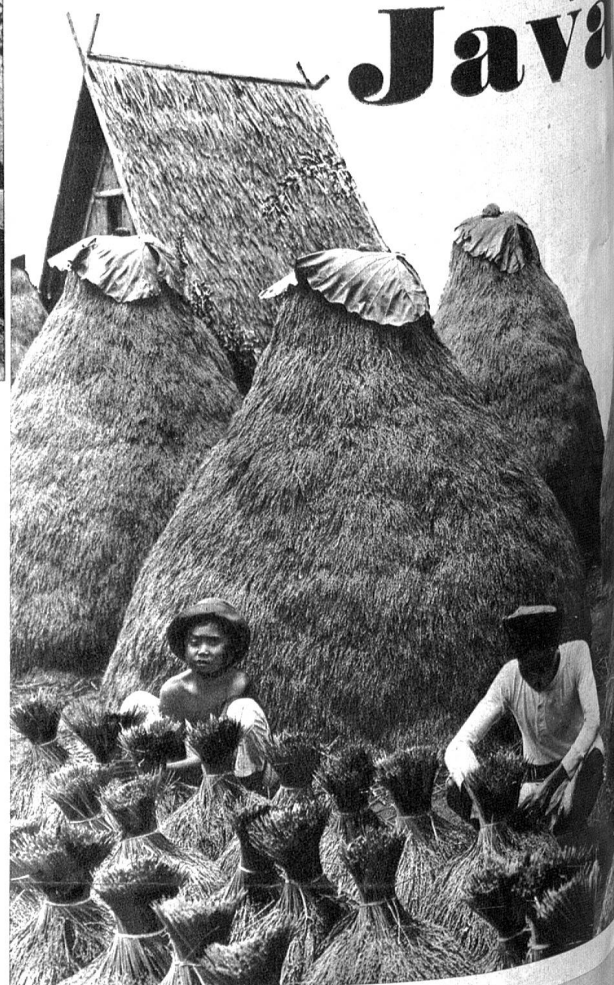
Reisbau auf Java



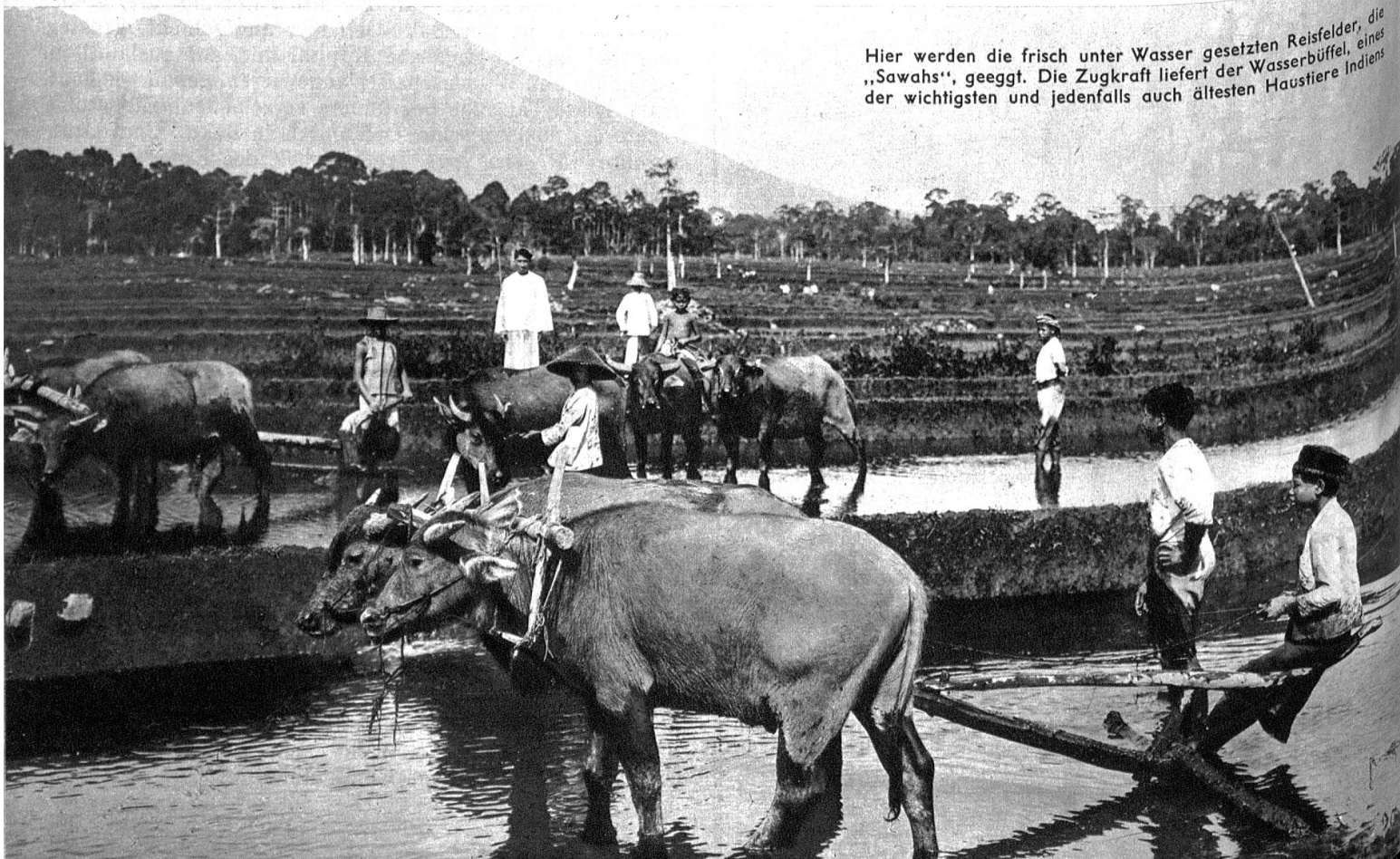
Nach all dem zu schliessen, was darüber bis zu uns gekommen ist, war auf Java, dem Reislande par excellence, der Reis in früheren Zeiten ein von den dortigen Europäern nur wenig geschätztes Nahrungsmittel. Es gehörte noch im Jahre 1844 nicht zum «guten Ton», ihn auf den Tisch zu bringen, und nur der Allerärmste musste sich damit zufriedensstellen, indem er, und auch dies nur im äussersten Notfalle, ein etwas sonderbares, als breiartige Substanz beschriebenes und verächtlich als «grobbejak», «grobe Jacke» bezeichnetes, aus Reis, Zucker, Arak, Tamarinde und allerlei Kräutern zusammengesetztes Gericht sich einverleibt habe. Auch die einst so mächtige Ostindische Compagnie, der bis im Jahre 1800 das ausschliessliche Handelsmonopol in und die alleinige Souveränität über Niederländisch-Indien zukam, zeigte für den Reis als Exportartikel, weil damals in Europa die Nachfrage fehlte, keinerlei Interesse; alles in schroffstem Gegensatze zu heute, wo die indische «Reistafel» mit ihren ungezählten Beigerichten geradezu Berühmt-

Reisdrusch im Eingeborenen-dorf. In sehr primitiver Weise wird der Reis in einem ausgehöhlten Baumstamme enthülst. Weithin dringt das dumpfe Klopfen der im regelmässigen Takt bewegten Stangen, eine Arbeit, welche ausschliesslich den Frauen obliegt. Im grossen geschieht das Dreschen, wie auch das Schälen des Reises in Fabriken, welche riesige Mengen verarbeiten. Der Ertrag beträgt in diesem Falle etwas mehr als 60% des Rohgewichtes. Das Hektolitergewicht beträgt für ungeschälten Javareis im Mittel 56 und für geschälten im Mittel 80,8 kg

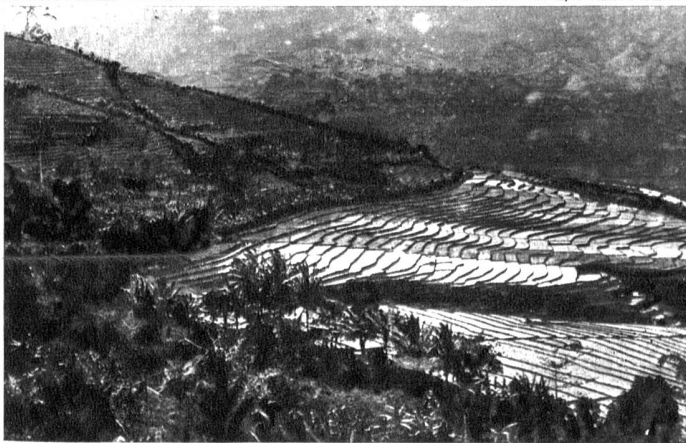
(Photos E. Schaefer und E. Scheibener)



Hier werden die frisch unter Wasser gesetzten Reisfelder, die „Sawahs“, geeget. Die Zugkraft liefert der Wasserbüffel, eines der wichtigsten und jedenfalls auch ältesten Haustiere Indiens



eine festliche Angelegenheit, an welcher alt und jung sich beteiligt. Die fruchttragenden Teile der Halme werden abgeschnitten und gebündelt. Landstrassen und Feldwege wimmeln zur Erntezeit von Lastträgern und Lastkarren, welche das Erntegut zur Sammelstelle bringen. Hühner und anderes körnerfressendes Geklügel haben gute Tage, doch auch das erntende Volk ist guter Dinge, bannt doch auch unter der Tropensonne eine gute Ernte manche Sorge. Nach beendigter Ernte werden die Wasserbüffel in die abgeernteten Reisfelder getrieben, wo sie sich an dem Reisstroh, das ein ausgezeichnetes Futter liefert und an dem zahlreich hochkommenden Unkraut gütlich tun. In neuerer Zeit wird das Reisstroh auch zu Papier verarbeitet



Rechts: Reissetzlinge werden dem Saatbeet entnommen

Links: Sammelstelle von frisch-erntebrachtem Reis. Die angebrachten kleinen Bündel werden zu hohen Mieten geschichtet. Der Reisbauer steht zum Besten der Felder meist im Pachtverhältnis, wobei dem Erntehelfer ein Teil der Ernte als Naturallohn zukommt. Die Bewässerung ist oft Grossgrundbesitzer, und vielfach Chinesen und Araber

Rechts: Frisch bewässerte angeborene Reisfelder im Innern Javas. Treppenförmig klettern sie die Hänge empor, um selbst die kleinste Fläche zu nützen. Im Glanze der Morgensonne bieten sie mit ihren spiegelnden Wasserflächen ein prächtiges Bild

Rechts unten: Reisfelder, das zierliche Blattwerk des Bambus, schlankes Palmstämme, buschige Bananenstauden und ragende Vulkane formen das Bild von Javas Landschaft

heit erlangt hat und bis vor dem Kriege allein aus Java und dem benachbarten Madura jährlich 50–60 Millionen Kilogramm Reis zur Ausfuhr gelangten. Wann aber nun der Reis in Niederländisch-Indien, vielleicht von China her, seinen Eingang auf Java gefunden hat, ist wohl — nach der Legende soll er auf Java bereits um 1000 v. Chr. gepflanzt worden sein — mit Sicherheit nicht mehr herauszufinden, und man muss sich mit der Tatsache begnügen, dass sein Anbau bis in die graue Vorzeit zurückgeht, und dass er seit undenklichen Zeiten das Hauptnahrungsmittel der eingeborenen Bevölkerung darstellt und demgemäss in ihrem Alltagsleben eine sehr grosse Rolle spielt. Ursprünglich und solange als die Bevölkerung noch wenig zahlreich und ein grosser Teil des Landes noch mit Urwald bestanden war, wie in den meisten in der äquatorialen Regenzone gelegenen Ländern, war wohl auch auf Java der Ackerbau und damit auch die Nahrungskultur an die durch Rodung entstandenen Lichtungen gebunden, was jedoch mit vielen Nachteilen verbunden war. Einmal war eine solche Betriebsweise gänzlich vom Regenfall abhängig und während der übrigen Jahreszeit nicht in sehr beschränkter Masse oder gar rasch möglich, und zudem war der Boden rasch erschöpft. Mit der zunehmenden Bevölkerung aber konnte dieses System, das indessen auch heute noch auf Sumatra, Borneo und Neu-Guinea vielfach üblich ist, dem steigenden Bedarf nicht mehr genügen; es erfolgte, jedenfalls schon in sehr früher Zeit, die Umstellung von diesem sogenannten

«trockenen» auf den «nassen» Reisbau: Java erhielt seine für dieses Land so typischen Reisfelder, welche, in den weiten Küstenebenen bis an den Horizont sich dehnd, an den Bergen treppenförmig emporsteigen. — Aber auch in diesem Falle verbürgten die nur zu oft sehr unregelmässig fallenden Regen eine genügende Unterwasserzersetzung der Felder keineswegs und so wurde, ebenfalls schon vor undenklichen Zeiten, zur künstlichen Bewässerung geschritten; es begann damit der sich bis heute fortsetzende Kampf um das Wasser. Ein sehr grosser Fortschritt war damit erzielt, und überdies hat dieses zugeleitete Wasser den unschätzbaren Vorteil, dass es mit seinem Schlamm eine grosse Menge unentbehrlicher Nährstoffe herbeiführt; denn gerade auf dem vulkanreichen Java, wo die Berghänge zum grössten Teile mit jungen vulkanischen Böden bedeckt sind, welche in dem regenreichen Tropenklima sehr rasch verwittern, ist das Wasser der meisten Wasserläufe sehr nährstoffreich. Daher kommt es auch, dass künstlich bewässerte Felder durch Jahrhunderte hindurch ihre Fruchtbarkeit nicht verlieren und selbst ursprünglich arme Böden bei diesem Bewässerungssystem rasch an Fruchtbarkeit gewinnen. Indessen war die Technik der Wasserzuleitung doch sehr primitiv; die einfachen Stauvorrichtungen waren zu schwach, um den häufigen Hochwassern standzuhalten, wodurch vielfach ein unerwünschter Ueberschuss an Wasser zugeleitet wurde, der überdies auch Schutt in die Leitungen brachte und sie damit nur zu oft verstopfte, Nachteile, die in ununterbrochener

den mussten. Und es ist vielleicht auch diesem Umstande zuzuschreiben, dass, während aus Javas ferner Vergangenheit in den prächtigen Tempelbauten bewundernswerte Zeugen der Baukunst auf uns gekommen sind, sich von den Wasserbauanlagen, obwohl doch während Jahrhunderten Millionen von Händen daran gearbeitet haben, sich sozusagen nichts in unsere Zeit hinüber gerettet hat.

Diese auf die Dauer unhaltbaren Zustände änderten sich erst, als seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Regierung den grossen Umschwung brachte. Es wurden, sich fortsetzend bis in die neueste Zeit, riesige permanente Bewässerungsanlagen geschaffen, die nicht nur dem grössten Hochwasser standhalten, sondern auch das überschüssige Wasser, das früher ungenützt blieb, zurückhalten, um in Mangelzeiten das über weite Gebiete sich erstreckende Verteilungssystem damit zu nähren. Wurden schon von 1854—1900 auf solche Werke total 55 Millionen Gulden verwendet, so stiegen für die Periode von 1900 bis 1940 die dafür aufgewandten Mittel auf rund 270 Millionen Gulden, und es wurde damit die Oberfläche der Reisfelder auf Java und Madura von 2 700 000 auf 3 350 000 Hektar gesteigert. Die technisch bewässerten Reisfelder entsprechen heute in Niederländisch-Indien zwei Fünfteln der Oberfläche Hollands! Und von dem Umfange dieser Bewässerungsanlagen kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass diese allein für drei grosse Flüsse Westjavas sich auf je 52 000, 71 000 und 80 000 Hektaren auswirken. Rechnet man dazu noch die Bemühungen um eine rationelle Düngung, des wissenschaftlichen Bodenuntersuches, der Heranzüchtung neuer Reissorten usw., so darf wohl ruhig gesagt werden, dass hier zugunsten der eingeborenen Bevölkerung eine gewaltige Leistung vollbracht wurde und damit die Reiserzeugung in beträchtlicher Weise gehoben werden konnte, nicht zu spät freilich, wenn man zugleich erwägt, dass allein in der Periode von 1920—1930 — eine für 1940 beabsichtigte Volkszählung konnte leider nicht mehr durchgeführt werden — die Bevölkerung Niederländisch-Indiens von rund 49 auf rund 60 Millionen Menschen gestiegen war, wovon deren 40 allein auf Java kamen.

Hoffen wir, dass unter der schweren Bürde des unermesslichen Leides, das seit Kriegsbeginn nicht nur über Holland, sondern auch über Niederländisch-Indien hingegangen ist, wenigstens die Zeugen dieser langjährigen kolonialisatorischen Arbeit nicht allzu stark gelitten haben. E. S.

